

Eva Matthes

Werte machen stark. Spezifische Herausforderungen der Werteerziehung im Jugendalter

Festvortrag, gehalten auf der 38. Delegiertenversammlung der Landeselternvereinigung der Fachoberschulen Bayerns am 12. April 2008 in Memmingen

Thesen:

1. Von vor allem amerikanischen Wissenschaftlern aufgestellte Behauptungen, dass der Einfluss Erwachsener auf Jugendliche gegen Null ginge und die entscheidenden Beeinflussungen von den Gleichaltrigengruppen ausgingen, hat sich in allen Befragungen Jugendlicher der letzten Jahre nicht bestätigt. Die Eltern werden von der überwältigenden Mehrzahl der Jugendlichen als ganz zentrale Bezugspersonen genannt, die für sie Modellcharakter haben. Dies trifft in diesem Ausmaß nicht auf Lehrkräfte zu; allerdings erwarten Jugendliche von Lehrkräften Glaubwürdigkeit, Gerechtigkeit sowie fachliche und didaktisch-pädagogische Kompetenz. Der Begriff des *Vorbilds* hat somit für Eltern und Lehrer seine Berechtigung, wobei den Eltern die Priorität zukommt. Hierbei ist beruhigend zu wissen, dass Vorbilder nicht perfekt sein müssen, um ihre Aufgaben erfüllen zu können...

2. Entwicklungspsychologisch ist erwiesen, dass Jugendliche Erwachsene brauchen, an denen sie sich reiben können. Teilweise auch in der Pädagogik vertretene Vorstellungen eines partnerschaftlichen, gleichberechtigten Umgangs zwischen Erwachsenen und Jugendlichen sind deshalb zu problematisieren. Für den Prozess des Erwachsenwerdens ist die *Generationendifferenz* unverzichtbar. Erwachsene sollten deshalb auch jedem Jugendlichkeitswahn entsagen und sich nicht unkritisch an Geschmack und Stil der Jugendlichen anpassen. Sie müssen vielmehr den Jugendlichen ihre eigenen Einstellungen, ihren eigenen Stil und Geschmack entgegensetzen.

Auch Jugendliche bedürfen noch der Erziehung im Sinne des Behütens, Unterstützens und Gegenwirkens (nach dem Theologen, Philosophen und Pädagogen Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, 1826), wobei ein autoritärer Erziehungsstil hierfür gänzlich ungeeignet ist. *Grenzziehung* ist allerdings nicht nur erlaubt, sondern auch notwendig. Eltern sollten in diesem Kontext keine Angst vor Liebesentzug durch die Jugendlichen haben; man kann sicher sein, dass jener in einer grundsätzlich vertrauensvollen Grundatmosphäre – wenn überhaupt – nur vorübergehend geschieht und nicht an die Substanz der Eltern-Kind/Jugendlicher-Beziehung geht.

3. Den *Eltern* kommt in allen *Erziehungsfragen* eine *Schlüsselstellung* zu. Entsprechend heißt es im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland im Art. 6, Abs. 2: „Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die ihnen zuvörderst obliegende Pflicht“. Die Eltern haben also das primäre „Recht“, aber auch die „Pflicht“ zur Erziehung ihrer Kinder. Sie dürfen diese Aufgabe nicht an andere gesellschaftliche Institutionen abschieben; gerade auch *die Schule kann die elterliche Erziehungsleistung nicht ersetzen* und wir stehen in unserer Gesellschaft vor dem Problem, dass jene von einer bestimmten Gruppe von Eltern nicht erbracht wird (aus sehr unterschiedlichen Gründen) und die Schule dadurch sehr überfordert ist. Einen gewissen Ausweg, wenn auch keinen Ersatz, können in diesem Kontext *pädagogisch durchdachte* Ganztagschulen bieten, die sicher ausgebaut werden müssen. Generell gilt es allerdings, die Erziehungsbereitschaft und -kompetenz von Eltern zu stärken, den Eltern Mut zur Erziehung zu machen und ihre Verantwortung öffentlich zu unterstreichen.

4. Im Zentrum der Schule steht die Wissensvermittlung. Aber die Schulen haben auch den Auftrag, wie es in der Bayerischen Verfassung heißt, „Herz und Charakter zu bilden“. *Eltern und Schule* sind deshalb in Erziehungsfragen auf *Kooperation* angewiesen. Dies gilt auch für den Bereich der Werteerziehung. In den Elternhäusern müssen Werte vorgelebt werden; Jugendliche müssen spüren, dass sich ihre Eltern darum bemühen, ein an moralischen Werten orientiertes Leben zu führen; Schwierigkeiten, Probleme der Umsetzung sollten dabei vor den Jugendlichen keinesfalls verschwiegen werden; das erhöht die Glaubwürdigkeit und macht für die Jugendlichen die Notwendigkeit eines permanenten *Ringens um ein werteorientiertes Leben* deutlich. Außerdem ist gerade für Jugendliche wichtig, mit Schwächen, nicht zuletzt auch den eigenen, umgehen zu lernen. Eltern und Lehrer müssen über Wertvorstellungen miteinander ins Gespräch kommen; entsprechende Themen sollten explizit auf die Tagesordnung von Elternsprechabenden gesetzt werden, ja, es wäre hilfreich, Gespräche zwischen Lehrern und Eltern anzusetzen, die nur diesem Thema gewidmet sind.

Der erste Schritt solcher Gespräche wird die Vergewisserung über zentrale Wertvorstellungen sein; des Weiteres wird über Umsetzungsmöglichkeiten in den Elternhäusern und in den Schulen zu reden sein; Defizite und Schwierigkeiten sollten dabei nicht ausgespart werden.

5. Entsprechende Kooperationen sind allerdings nicht voraussetzungslos. Hierfür müssen *manche wechselseitigen Vorbehalte von Lehrkräften und Eltern überwunden werden*. Lehrer müssen lernen, in Nachfragen von Eltern bezüglich bestimmter unterrichtlicher oder erzieherischer Maßnahmen nicht sofort eine grundlegende Kritik an ihren Kompetenzen oder gar eine Infragestellung ihrer ganzen Person zu sehen. Eltern sollten Lehrern nicht generell misstrauen, sondern ihnen mit einem Vertrauensvorschuss begegnen und ihnen – , bis zum Beweis des Gegenteils – unterstellen, dass sie um das Wohl ihrer Kinder bemüht sind und ihren Bildungs- und Erziehungsauftrag sehr ernst nehmen. Keinesfalls sollten sie sich mit ihren Kindern und Jugendlichen gegen die Lehrkräfte verbünden. Allerdings könnten sowohl die Gesprächs- und Beratungskompetenzen als auch die werterzieherischen Fähigkeiten von Lehrkräften durchaus noch gestärkt werden; hierfür ist eine entsprechende Lehrerfortbildung gefragt.

Die universitäre Lehrerbildung, auch in ihrer neuen modularisierten, mit Leistungspunkten versehenen Form, hilft hier leider nicht weiter, bereitet die angehenden Lehrkräfte sehr wenig auf entsprechende Aufgaben vor, lässt sie in dieser Hinsicht sehr im Stich und setzt ganz auf learning by doing. Eine stärkere Berücksichtigung der Pädagogik, Psychologie und der Fachdidaktiken in der Lehrerbildung in Bayern und die Verfügungstellung entsprechender universitärer Stellen kann wohl nur gemeinsam mit Elternvertretern errungen werden. Wir sollten in Zukunft in dieser Hinsicht kooperieren, wenn wir eine qualitativere Lehrerbildung als die bisherige für unsere jungen Menschen haben möchten.

6. Der Aufbau eines eigenen Wertesystems und eines ethischen Bewusstseins in Auseinandersetzung mit den Werthaltungen der umgebenden Kulturen und den eigenen abhängigen Orientierungen der Kindheit ist eine Entwicklungsaufgabe der Jugendlichen. Die sozialpsychologische Schule Kohlbergs kann zeigen, dass sich moralisches Urteilen in einer Stufenfolge entwickelt und dass Jugendliche kindliche Muster (z. B. das „Wie du mir, so ich dir“ der jüngeren Kinder oder das „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu“ der älteren Kinder) überschreiten. Sie lernten dann (Kohlbergs Stufe 4 der konventionellen Ebene) nach für alle in gleicher Weise gültigen gesellschaftlichen Rechten und Pflichten zu urteilen („Was wäre, wenn das jeder täte?“), und können fortschreiten zur postkonventionellen Ebene, in der sie erkennen, *dass es viele relative Lebensgestaltungswerte gibt, aber dass bestimmte Werte, wie etwa Leben und Freiheit, allgemein respektiert werden müssen*. Jugendliche können dann universelle Prinzipien entwickeln, wie den „kategorischen Imperativ“ (Kant): „Handle nur nach derjenigen Maxime,

von der du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“. Mit Kohlberg kann man also argumentieren, dass Jugendliche, auch wenn sie nicht unbedingt mit den Wertvorstellungen der Erwachsenen übereinstimmen, nicht einfach amoralisch sind, sondern sich auf verschiedenen Stufen moralischer Entwicklung befinden können, dass sie also durchaus (mit welchen inhaltlichen Lösungen auch immer) Moral thematisieren und dass eine Weiterentwicklung ihres moralischen Bewusstseins möglich und nötig ist.

Eine häufige anzutreffende Schwierigkeit bei Jugendlichen ist, dass sie mit dem Wunsch nach autonomen, eigenständigen moralischen Positionen alte, abhängig übernommene Positionen nicht mehr akzeptieren, aber noch keine eigenständig reflektierten moralischen Grundsätze entwickelt haben. In diesem Prozess kommt es teilweise zu rigiden Abgrenzungen von den Wertvorstellungen der Eltern und Lehrer, aber die in diesem Prozess zu gewinnenden eigenständigen Wertvorstellungen sind dann doch oft durch jene geprägt.

7. Der Aufbau von reflektierten Werteinstellungen hat eine wichtige Grundbedingung: Nur gesichert durch *stabile emotionale Zuwendung von Bezugspersonen* und ihre *soziale Anerkennung* können Jugendliche das Selbstvertrauen entwickeln, sich Widersprüchen, Hinterfragungen und Veränderungen eigener moralischer Positionen zu stellen. Am Beispiel und getragen von emotionaler Bindung und Sicherheit der Bezugspersonen (Eltern wie Lehrer) können Jugendliche wagen, sich in andere Menschen hineinzusetzen, Beziehungen aufzunehmen und Vertrauen in Institutionen zu entwickeln (drei zentrale Entwicklungsaufgaben des Jugendalters). Auf der Basis vertrauter Beziehungen wird eine Auseinandersetzung mit sich und den anderen möglich. *Die Gestaltung solcher vertrauensvoller Beziehungen ist eine pädagogische Grundaufgabe im Bereich der Wertebildung.* Anders gesagt: Werteorientiertes Handeln lernt man besonders wirkungsvoll daran, wie man selber behandelt wird.

8. Jugendliche sind in diesem Bereich besonders sensibilisiert und kritisch. Fehlende Glaubwürdigkeit, eine deutliche Kluft zwischen Reden und Handeln, stößt sie ab. Gesellschaft nehmen sie in der Regel recht bewusst wahr. Ihre moralischen Ansprüche an Politik, Gesellschaft und Wirtschaft sind tendenziell hoch. Umso schwieriger ist es, bestimmte Werte und Tugenden als die Grundwerte und Grundtugenden unserer Gesellschaft zu vermitteln, wenn viele, häufig sich zur „Elite“ rechnende Mitglieder der Gesellschaft, deutlich gegen entsprechende Werte und Tugenden verstoßen. Hier kommt Werteerziehung in Elternhaus und Schule an ihre Grenzen; *Werteerziehung* ist somit also durchaus auch ei-

ne *gesamtgesellschaftliche Aufgabe*. Die gesamte ältere Generation sollte sich ihres pädagogischen Auftrags und damit ihres Modellcharakters für die jüngere bewusst sein bzw. wieder werden.

9. Jugendliche und junge Erwachsene brauchen Möglichkeiten, *sich zu bewähren*; sie brauchen das Gefühl, gebraucht zu werden, einen nützlichen Beitrag für die Gesellschaft leisten zu können, sie möchten (in ihrer überwiegenden Mehrheit) etwas Sinnvolles tun.

Hier ist die Schule aufgefordert, Möglichkeiten der Bewährung zu schaffen. Jugendliche brauchen innerhalb und außerhalb der Schulgemeinschaft Chancen, sich zu engagieren. Gefühle von Ausgeschlossenheit führen zu Aggressivität und Resignation. Projektbezogenes Lernen hat gerade im Jugendalter einen hohen Stellenwert.

10. Die Fach- und Berufsoberschulen in Bayern erfreuen sich eines regen Zuspruchs. Der Leistungsanspruch und sicher teilweise auch der Leistungsdruck an diesen Schulen sind hoch, ist es doch ihre Aufgabe, die Schüler und Schülerinnen für die Studierfähigkeit vorzubereiten. In den Lehrplanpräambeln heißt es: „Um Studierfähigkeit zu erreichen, werden Schülerinnen und Schüler der Fachoberschule und Berufsoberschule in die Lage versetzt, schwierige theoretische Erkenntnisse nachzuvollziehen, vielfältige Zusammenhänge zu durchschauen, zu ordnen und verständlich darzustellen. Dies erfordert eine differenzierte Beherrschung der deutschen Sprache einschließlich der Fähigkeit, verschiedenartige Texte sicher zu analysieren und exemplarische literarische Werke zu interpretieren. Als weitere unabdingbare Elemente der Studierfähigkeit erwerben die Schülerinnen und Schüler mathematisches Verständnis, geschichtlich-soziales Bewusstsein, Medienkompetenz sowie eine für Situationen des Alltags und des Studiums nötige Kommunikationsfähigkeit in der englischen Sprache.“ Ein anspruchsvolles intellektuelles Programm! Um so wichtiger ist, dass zum einen die Chancen ergriffen werden, die die jeweiligen Inhalte in allen Fächern bieten, ethische Reflexionen anzuregen und mit Wertvorstellungen zu konfrontieren und diese zu klären. Außerdem muss – wie auch an anderen Schulen – in den Kollegien der Fach- und Berufsoberschulen darum gerungen werden, einen *pädagogischen Minimalkonsens* zu entwickeln. Hier sind die jeweiligen *Schulleitungen* mit entsprechenden Initiativen und Hilfestellungen gefordert. Jugendliche müssen auf der Basis eines schulischen pädagogischen Minimalkonsenses im Schul- und Unterrichtsalltag erfahren, dass die Lehrer konsequent versuchen, bestimmte Werthaltungen umzusetzen, wobei ganz entscheidend ist, dass die Jugendlichen erfahren, *dass sie Wert geschätzt werden*, dass

ihnen etwas zugetraut wird und dass der Umgang unter allen Mitgliedern der Schulgemeinschaft ein respektvoller ist. Auch Sanktionen müssen gemeinsames Thema sein und müssen bei Fehlverhalten als Konsequenz erfolgen.

11. Formen der Schülermitverantwortung spielen gerade für Jugendliche und junge Erwachsene eine wichtige Rolle. Sie müssen ja darin unterstützt werden, in die Rolle und Aufgaben des Erwachsenen hineinzuwachsen. Von daher ist eine sukzessive Verantwortungsübernahme unverzichtbar. An dieser Stelle widerspreche ich nachdrücklich Herrn Dr. Bernhard Bueb, der in seiner Streitschrift „Lob der Disziplin“ ja durchaus bedenkenswerte Hinweise gegeben und die öffentliche Diskussion über Erziehung vorangetrieben hat. Bueb lehnt Schülermitverwaltungen ab, denn „die Schülermitverwaltung kennt nur eine Partei, es ist die Partei der vermeintlichen Interessen der Schüler. Es entspricht der Unreife von Schülern, dass ihre Interessen weitgehend Spaßinteressen bleiben [...] Das demokratische System der Schülermitverwaltung produziert darüber hinaus sogar Zwänge zur Befriedigung der Bedürfnisse der Spaßgesellschaft. Die in ihre Ämter gewählten Schüler stehen unter dem Druck, Feste zu gestalten, die im Wesentlichen vom Alkoholkonsum leben, weil sie von keiner konstruktiven Idee getragen werden“ (Bueb 2006, S. 86f.). Da pauschalisiert Herr Bueb m. E. zu sehr und schätzt unsere Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu negativ ein. Wir sollten den jungen Menschen mehr zutrauen; meine eigenen Erfahrungen mit Schülermitverwaltungen ist eine durchwegs positive.

12. Eine große Chance an der Fachoberschule bietet die fachpraktische Ausbildung, die die Hälfte der Unterrichtszeit in der Jahrgangsstufe 11 umfasst. Die fachpraktische Ausbildung in den Richtungen Technik, Wirtschaft, Verwaltung und Rechtspflege, Sozialwesen, Agrarwirtschaft, Gestaltung bietet eine Vielzahl von ethischen Herausforderungen und Bewährungsmöglichkeiten. Allerdings müssen die gemachten Erfahrungen im Unterricht theoretisch flankiert, also reflektiert und eingeordnet werden.

In der Berufsoberschule sollten die bisherigen Berufserfahrungen auch unter ethischer Perspektive kritisch reflektiert werden.

Im Bereich der Werteerziehung müssen *Erfahrungen* gemacht werden; nichts darf nur auf dem Papier stehen bleiben; allerdings darf auch die *Reflexion* nicht fehlen.

Hier werden m. E. die entsprechenden Möglichkeiten in den Schulen noch längst nicht genügend genutzt.

Wenn wir allerdings den Schulen den Auftrag zusprechen, die Persönlichkeitsbildung unserer jungen Menschen zu unterstützen, und wenn wir diesen Auftrag ernst nehmen, er also mehr ist als nur ein Lippenbekenntnis, dann kann es dabei nie nur um die Förderung der kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten gehen, dann müssen auch die ethischen Urteils- und Handlungskompetenzen entwickelt und gestärkt werden.

13. Wie sehr gerade die Praxiserfahrungen eine werterzieherische Funktion haben können, soll abschließend an einem Beispiel dargestellt werden. Ich darf aus einem Praktikumsbericht einer Fachoberschülerin (Bereich Sozialwesen) zitieren. Es handelt sich hierbei um eine inzwischen 18-Jährige, die ich gut kenne, deren Entwicklungsprozess ich begleiten durfte und die, so glaube ich, durch ihr Praktikum im Altenheim wirklich begriffen hat, dass Werte stark machen:

„Meine Erwartungen bezüglich des Praktikums waren von großen Befürchtungen geprägt, ich habe mir die schlimmsten Sachen ausgemalt.... Ich hatte Angst vor dem, was alles passieren könnte und vor dem, was ich machen muss. Ich hatte nachts Alpträume, mir wurde übel bei dem Gedanken daran, dass ich ältere Leute waschen muss. Ich konnte mir absolut nicht vorstellen, wie ich dieses Praktikum ‚überleben‘ sollte. Überhaupt waren mir ältere pflegebedürftige Menschen suspekt. Ich habe meine beiden Großmütter und Großväter erlebt – das hat mir gereicht. Ich habe gesehen, wie sie zum Teil gelitten haben und was passieren kann, wenn man älter wird. Ich hatte folgende schreckliche Vorstellungen von einem Altenheim: Überall würde der Tod lauern und das Verderben würde man riechen, wenn man nur zur Tür herein kommt. Aber wenn ich jetzt im Nachhinein darüber nachdenke, war es vor allem die Angst vor dem Tod. Es ist die letzte Station der Menschen, die dort leben. Ich wollte nicht, dass mir die Leute dort ans Herz wachsen, dass sie sterben und ich mit dieser Aufgabe nicht fertig werden würde.

Jetzt bin ich schon seit drei Wochen im Praktikum und es war anfangs sehr gewöhnungsbedürftig, ältere Menschen zu waschen, mit ihnen auf die Toilette zu gehen, sich mit den Gerüchen ‚anzufreunden‘ und ihnen in jegliche Hinsicht zu helfen. Aber ich bin so dankbar, dass ich dort sein darf, dann man bekommt so unglaublich viel Liebe und Dankbarkeit von den Bewohnern zurück. Die Erfahrungen, die ich dort mache, kann mir keiner mehr nehmen und ich bin sehr glücklich, ein Stück „echtes Leben“ kennen zu lernen. Die Arbeit mit den Menschen macht mich glücklich und mir wird von Tag zu Tag immer bewusster, dass es der natürliche Kreislauf des Lebens ist: Wir leben und wir sterben.

Es ist die Aufgabe unserer Gesellschaft, sich auch um die alten, pflegebedürftigen Menschen zu kümmern und ihnen zu helfen. Wir, die jetzt jüngere Generation, werden auch einmal alt und runzlig sein. Wir werden später auch auf die Hilfe angewiesen sein und wir werden froh sein, wenn nette PraktikantInnen der Fachoberschulen frischen Wind und Lebensfreude in unseren Alltag bringen. Ich sehe es als meine Aufgabe, es den Bewohnern so schön und angenehm wie möglich zu machen, sie auf ihrem letzten Weg ein Stück zu begleiten und ihnen Gutes zu tun.“

Ganz wichtig ist, dass diese Erfahrungen und Reflexionen im Unterricht aufgegriffen, für den Unterricht fruchtbar gemacht werden; darin liegt ein auszuschöpfendes Potential; wenn dieses erkannt und damit gearbeitet wird, wird niemand mehr kritische Rückfragen nach der Lebensbedeutsamkeit von Schule stellen.